



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Philosophische Aspekte der Wirtschaftswissenschaft Cartesianismus und Materialismus in der Volkswirtschaftslehre

Bernd Lukoschik

Erstveröffentlichung in *Fromm Forum* (deutsche Version), Nr. 8 / 2004, S. 34-39.

Copyright © 2004 und 2011 by Dr. Bernd Lukoschik, Heimstr. 5, 96114 Hirschaid.

Als im Jahre 1825 in Oxford der erste Lehrstuhl für Nationalökonomie eingerichtet wurde, waren sich alle, die damit befasst waren, einig, dass es sich bei dieser neuen Wissenschaft um eine „moralische Wissenschaft“ handeln sollte (Schumacher, 36f.). Sogar der erste Lehrstuhlinhaber, Nassau senior, begriff sie als eine unter den anderen Disziplinen der Moralphilosophie.

Aber schon damals ahnte man, dass die Wirtschaftswissenschaft über die Grenzen, die ihr die Moralphilosophie setzte, hinausdrängte. Harry Drummond, der Stifter der Professur, wollte sie „auf ihren Platz verwiesen“ sehen und der Rektor des Colleges stellte fest, dass sie dazu neige, „alles andere an sich zu reißen“ (in: Schumacher, 36).

Heute hat die Nationalökonomie jede Grenze, die ihr durch andere Wissenschaften oder gar die Moralphilosophie gesetzt wurden, hinter sich gelassen. Mehr noch: Sie gehört nicht mehr zu den Disziplinen im Rahmen der Moralphilosophie und begreift sich schon längst nicht mehr als „moralische Wissenschaft“. Und zu guter Letzt: Sie ist nicht einmal mehr eine Sozialwissenschaft. Orientiert an der Physik, dem Ideal einer objektiven, quantifizierenden Erkenntnisweise, mutierte sie zu einer Technikwissenschaft.

Als solche erforscht sie Maschinen und Mechanismen, in ihrem besonderen Fall: die Ökonomie eines Landes. Das heißt, sie deutet das Wirtschaftssystem eines Landes als Maschinenmechanismus¹, um sie dann anschließend nach

re, das klassische Gleichgewichtsmodell und das keynessche Modell.

Zwar erscheint im ersten Moment Keynes' Modell weniger automatenhaft, fordert es doch die wirtschaftlich Agierenden dazu auf, in den ökonomischen Gesamtprozess einzugreifen - um die aus dem Gleichgewicht geratene Volkswirtschaft bei Unterkonsumtion, Arbeitslosigkeit und Überkapazitäten wieder ins rechte Lot zu bringen. Die Ökonomie ist hier also kein gleichmäßig arbeitender Motor, sondern verlangt staatliche Eingriffe, menschliches, politisches Handeln.

Die klassische Theorie ging im Gegensatz dazu davon aus, dass die Wirtschaft eines Landes ein sich selbst organisierendes und stabilisierendes System sei, das erst dann wirklich effektiv arbeite, wenn *nicht* von außen, also vonseiten des Staates oder anderer öffentlicher Einrichtungen, eingegriffen werde: Die Ökonomie, so die Überzeugung der Klassiker, tendiere bei Änderungen immer dazu, über kurzzeitige Anpassungsprozesse von sich aus wieder die Gleichgewichtszustände auf den verschiedenen Märkten zu erreichen.

Doch auch das keynessche Modell beruht letztlich auf der Maschinenmetapher, allerdings auf eine nicht so durchsichtige Weise, wie das in der klassischen Theorie der Fall ist: Zwar sind Eingriffe politischer Art, also ein nichtökonomisches, politisches Handeln, gefordert. Insofern aber die Art der Eingriffe, um antizyklische Effekte zu bewirken, streng vorgeschrieben sind, und zwar von der keynesschen Wirtschaftstheorie, werden die Akteure, die zunächst von außen her zu handeln scheinen, in die Ökonomiemaschinerie hereingeholt. Das *politische Agieren* ist letztlich nur ein *ökonomisches Reagieren*. Die wirtschaftspolitischen Akteure werden auf Teile der Wirtschaftsmaschinerie reduziert.

¹ Die Ökonomie eines Landes: eine einzige Maschine! In dieser Einschätzung treffen sich die beiden großen Ökonomiemodelle der Volkswirtschaftsleh-



naturwissenschaftlicher Methodik analysieren zu können, Theorien über ihre Funktionsweise aufzustellen und Erklärungen und Prognosen zu liefern.

In Wirklichkeit umfasst jedoch die Ökonomie nichts anderes als *soziales Handeln*, und zwar dasjenige soziale Handeln, das auf die gemeinschaftliche Produktion von Gütern in der Auseinandersetzung mit der Natur zielt. Als soziales Handeln bildet das Wirtschaften also einen Aspekt der *Gesellschaft*. Und da die Gesellschaft eher einem Großorganismus ähnelt als einem Maschinensystem, hat auch ihre Ökonomie viel mehr gemein mit organismischen Strukturen und Prozessen als mit denen, die sich in einer Maschinerie vollziehen.

Die an der Physik orientierte wirtschaftswissenschaftliche Theoriebildung liefert demnach grundsätzlich falsche Erkenntnisse, da sie eben auf einem grundsätzlich falschen Bild ökonomischer Vorgänge aufbaut.

Und dennoch sind diese Erkenntnisse erstaunlicherweise nicht nur falsch. So manche Prognose trifft zu, so manche theoretische Erklärung und Beschreibung ökonomischer Zusammenhänge ist wahr (wenn auch zum Beispiel die Prognosen des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in der Regel danebenliegen; vgl. Küchle).

Woher diese teilweise Wahrheit bei grundsätzlicher Verkehrtheit? Der Grund liegt darin, dass die Nationalökonomie nicht nur - Distanz haltend und beobachtend - Erkenntnisse liefern will, sondern auch Handlungsanweisungen formuliert, sich also in die konkrete wirtschaftliche Praxis einmischt. Mit ihrer Hilfe richten die wirtschaftlich Handelnden, die praktischen Ökonomen und Wirtschaftspolitiker, aber auch der einfache Arbeitende und Konsument, die ökonomische Wirklichkeit nach ihrer Sicht, die die Sicht der theoretischen Wirtschaftslehre ist, zu. Denn „Lohn“, „Preis“, „Gewinn“, „Effizienz“, „Pro-

Die Volkswirtschaftslehre insgesamt also, sei es nun die der Keynesianer oder die der Klassiker, interpretiert die Ökonomie als Maschine, zwar nicht als einfache - nicht analog einer Uhr oder einem Motor -, sondern wie eine kybernetische Maschine, einen sich selbst über Feedbackmechanismen steuernden Automaten mit internen Regelkreisen.

duktivität“, „Leistung“, „Sozialprodukt“ usw. sind ja nicht nur *begriffliches* Handwerkszeug des Theoretikers, um die Wirklichkeit zu kategorisieren. Sie sind zugleich *Bewusstseinsformen*, die das tagtägliche Verhalten in eine bestimmte Form gießen und damit steuern.

Die wirtschaftlichen Gegebenheiten und die damit verbundenen sozialen Bereiche werden also *präpariert*. Kein Wunder, dass auf dem Hintergrund dieser Präparierung und Formierung wirtschaftswissenschaftliche Aussagen nicht nur falsch sind. Und dennoch bleibt die Wirtschaftswissenschaft eine falsche Theorie, weil sie dem, was wirtschaftliches Handeln tatsächlich ist, in dieser Zurichtung Gewalt antut.

Was heißt nun „Zurichtung der ökonomischen Realität“? Was wird da präpariert? Präpariert werden die Grundelemente allen wirtschaftlichen Handelns, das, was die Wirtschaftslehre - versachlichend und damit unangemessen - „Produktionsfaktoren“ nennt, insbesondere also die Produktionsfaktoren „Arbeit“ und „Grund und Boden“, also die Natur. Diese werden so zugerichtet, dass sie - statt das bleiben zu können, was sie eigentlich sind, nämlich eine Art gesellschaftliche „Organe“ - als Maschinenteile im Getriebe der Megamaschine Ökonomie funktionieren können.

1. Maschine und Organismus

Was bedeutet es, wenn eine Wissenschaft den Gegenstand ihres Forschungsinteresses als Maschine oder Maschinenteil präpariert? Zunächst ist zu klären, welches die wesentlichen Merkmale der Maschine sind. Vergleicht man sie mit ihrem Antipoden, dem Organismus, dann werden ihre entscheidenden Eigenschaften am leichtesten identifizierbar.

Summatives Ganzes statt lebendige Einheit

Ein Organismus ist eine lebendige Einheit (Merchant, 114). Auch die Maschine ist eine Einheit, insofern nämlich ihre Elemente und Bestandteile auf das Ganze hin zusammengefügt sind und jedes Element innerhalb dieser Ganzheit eine bestimmte Funktion erfüllt. Allerdings ist diese Einheit lediglich summativ, ein Aggregat. Die Elemente bleiben einander äußerlich, sie



wirken nur physikalisch oder chemisch aufeinander ein. Und sie bleiben dem Ganzen äußerlich.

Eine Einheit ist dann eine lebendige, und damit ein Organismus, wenn seine Bestandteile „innerlich“ zueinander gehören, wenn ihre Identitäten vom organischen Ganzen, an dem sie teilhaben, und von den Organen in ihrer Nachbarschaft in ihrer Struktur bestimmt sind. Ein Zahnrad zum Beispiel bleibt auch dann ein Zahnrad, wenn es, ausgebaut, neben der Uhr liegt. Seine Identität hängt nicht davon ab, ob es Teil der Uhr ist oder nicht. Auch für die anderen Maschinenteile ist es völlig egal, ob nun dieses Zahnrad oder ein anderes ihr Nachbar ist. Ganz anders beim Organismus: Der Ast verliert seine Identität, wenn er vom Baum getrennt ist. Der Baum selbst wird ein anderer ohne diesen Ast. Er wird sich in einer anderen Weise weiterentwickeln, als wenn der Ast noch vorhanden wäre. Und die Abhängigkeit des Organs vom Ganzen geht so weit, dass es, getrennt von ihm, nicht nur seine Identität verändert, sondern sogar verliert: Es zerfällt.

Die Umweltunabhängigkeit der Maschine

Der Organismus wie auch seine Teile sind lebendige Einheiten. Als lebendige müssen sie Austausch- und Wechselwirkungsprozesse mit ihrer jeweiligen Umwelt unterhalten, der Organismus als ganzer mit der äußeren Natur, seine Organe mit ihren Nachbarorganen und/oder mit der äußeren Umwelt, wenn es sich z. B. um ein Sinnesorgan wie das Auge oder die Haut handelt. Das Auge etwa steht über die Sinneszellen in Wechselwirkung mit den Lichtphotonen der Außenwelt, über die Nervenbahnen mit dem Organ Gehirn.

Derartige Austauschprozesse schließen zueinander ein, den Austausch von Energie und den Stoffwechsel, und sie beruhen auf zwei Grundstrebungen des lebendigen Organismus: einerseits auf seinem Bestreben, sich gegenüber dem Außen abzugrenzen, um die eigenen inneren Strukturen gegenüber zerstörerischen Einflüssen zu schützen, andererseits der Notwendigkeit, über den Energie- und Materieaustausch die für das Existieren benötigten Elemente, vor allem die Energie, zu erhalten und Abfallstoffe abzusondern. Ein Organismus, der nicht mehr mit seiner Umwelt wechselwirkt, stirbt ab.

Die Maschine unterliegt solchen Prozessen nicht. Sie hat auch dann Bestand, wenn sie ruht. Während der Organismus, um zu existieren, mit seiner Umwelt wechselwirken muss, trifft für den Maschinenmechanismus eher das Gegenteil zu: Indem er sich an der und mit der Umwelt abarbeitet, verschleißt er schneller, als wenn er nicht benutzt würde.

Als was man einen Gegenstand interpretiert, ob als Maschine oder Organismus, hat also Auswirkungen auf die Art, wie man mit ihm umgeht: Wird er als Organismus gedeutet, wird man den Austausch zwischen ihm und seiner Umwelt zu fördern suchen, wenn zu seinem Wachstum beigetragen werden soll. Sieht man in ihm eine Maschine, dann wird man ihn eher schonen wollen, also vor dem Außenkontakt zu bewahren suchen.

Diese unterschiedlichen Sichtweisen werden sich als besonders folgenreich im Zusammenhang mit der Betrachtung von Arbeit und Natur erweisen.

Materie statt Organe: Totes statt Lebendiges

Die Einheit des Organismus setzt sich also aus lebendigen Teilen, den Organen, zusammen. Das Organ lebt, und es lebt nur so lange, als es Glied des übergeordneten Organismus ist. Die Teile der Maschine dagegen sind tote Materie, daher beliebig austauschbar und ersetzbar. Sie behalten ihren Bestand und ihre Identität auch dann, wenn sie nicht der Maschinerie integriert sind. Das Organ verliert, getrennt von seinem Organismus, nicht nur seine Identität, sondern hört auf zu existieren.

Gesetzmäßigkeiten statt Kräfte: Bestimmung von außen statt von innen

Die Ursache für die Bewegung toter Materie, um die es sich beim Maschinenteil handelt, und deren Zielrichtung kann nur von außen kommen. Ein Maschinenteil wirkt von außen physikalisch oder chemisch auf seinen Nachbarn ein, der wiederum den Stoß weitergibt und dadurch seinen Nachbarn bewegt, der wiederum... Durch diese Wirkungen und Wechselwirkungen wird die Maschine als ganze in Bewegung gesetzt.

Bei der lebendigen Materie des Organismus ist das ganz anders. Äußere Kräfte sind hier lediglich Anlass, Anstoß, um innere Kräfte, Ener-



gien, Entwicklungstendenzen und Zwecksetzungen des Organs selbst zu mobilisieren, die dann das Organ gemäß seinen ihm eigenen Bewegungsgesetzen bewegen.

Mechanische Bewegung statt organische Entwicklung

Maschine und Organismus unterscheiden sich grundlegend in der Weise, wie sie in der Zeit existieren. Das Lebendige verändert sich von Augenblick zu Augenblick. Der Organismus unterliegt einem endlichen Prozess: Er wird geboren, wächst, wandelt sich, überschreitet einen Entwicklungshöhepunkt, vergeht, stirbt und zersetzt sich.

Die Maschine hingegen vollzieht eine Endlosbewegung. Sie bleibt immer sie selbst. Sie bewegt sich immer auf gleiche Weise so lange, wie ihr Energie zugeführt wird: Qualitative Zeitcharakterisierungen wie „Geborenwerden“, „Vergehen“, „Sterben“ auf sie anwenden zu wollen ist sinnlos. Hier finden keine innere Entwicklung, kein Wandel statt. Das Einzige, was an ihr geschieht, ist der Verschleiß durch Gebrauch und Verbrauch und aufgrund mechanischer Reibung an der Umgebung. Diese Veränderungen drücken jedoch keine inneren Entwicklungsgesetzmäßigkeiten aus, sondern sind nur Resultat äußerer Einwirkungen auf das tote Material der Maschine.

Äußerlicher Zweck statt Selbstzweck

Dem Organismus geht es um sich selbst, um die eigene Selbsterhaltung. Das ist vielleicht die wichtigste Charakterisierung des Lebendigen. All seine Wechselwirkungen mit der Umwelt dienen letztlich dazu, sich am Leben zu erhalten. Der Organismus ist sich Selbstzweck.

Die Maschine hingegen ist vollständig außenorientiert - was eigentlich falsch formuliert ist: Nicht sie ist nach außen orientiert, sondern derjenige, der sich ihrer bedient, wendet sich mit ihrer Hilfe nach außen. Eine Maschine ist immer Instrument und Mittel für einen Zweck, der nicht sie selbst ist und den sie nicht aus sich heraus entwickelt hat.

Trennung von Zweck und Materie: der cartesianische Dualismus

Als Selbstzweck trägt der Organismus das Ziel,

auf das hin er tätig ist und sich bewegt, in sich selbst. Seine letzten Handlungsorientierungen liegen irgendwo im Organismus. „Irgendwo“, nicht an einer bestimmten Stelle lokalisiert: Denn der Organismus als Ganzer, alle seine Organe und Teile sind innerlich imprägniert von diesem letzten Zweck, auf den hin das Ganze funktioniert, die eigene Selbsterhaltung.

Hier liegt also - da „innerer Zweck“, „Absicht“, „Ziel“ wesentliche Inhalte dessen ausmachen, was üblicherweise unter den Begriff „Geist“ gefasst wird - eine innere Einheit von Materie und Geist vor. Nur begrifflich lassen sich Materie und Geist voneinander scheiden. In der organischen Wirklichkeit bilden sie eine unauflösliche leibseelische Einheit.

Ganz anders bei der Maschine: Sie ist nur Mittel. Sie wird zu Zwecken, die ihr äußerlich sind, eingesetzt. Und diese Zwecke liegen in ihrem Anwender und Bediener. (Das kann wiederum eine Maschine sein... Letztlich aber muss die Zwecksetzung von einem menschlichen Anwender aus erfolgen.) Die Maschine ist also durch den cartesianischen Dualismus charakterisiert, das heißt durch eine grundsätzliche Trennung von Materie und Geist (s. u.).

2. Die Arbeit als Maschinenteil der Großmaschine Ökonomie

In einem ersten Schritt sind die charakteristischen Eigenschaften von Maschine und Organismus herausgestellt worden. Im Folgenden wird gezeigt, dass sich die Maschinencharakteristika vollständig im wirtschaftswissenschaftlichen Begriffsverständnis der Produktionsfaktoren „Arbeit“ und „Natur“ wieder finden. Das heißt, so, wie die Wirtschaftslehre die Ökonomie einer Gesellschaft als eine Großmaschine deutet, so deutet sie auch deren Grundelemente, auf denen sich eine Volkswirtschaft im Sinne der Nationalökonomie aufbaut: die Arbeit und die Natur. Beginnen wir mit dem Produktionsfaktor Arbeit.

Der cartesianische Dualismus: die Trennung der ausführenden Arbeit von der Organisationstätigkeit und die des Arbeitenden von seiner Arbeitskraft

Der metaphysische Orientierungsrahmen, der



Descartes' Naturforschung bestimmte und leitete, lässt sich durch die Metaphern Maschine und Mechanismus charakterisieren.

Sie als Deutungsfolie im Hinterkopf, sah er in nichtmenschlichen Naturgegenständen, also in Pflanzen und Tieren, bloße Maschinen und begriff beseelte Naturdinge, den Menschen, als lediglich äußerliche leibseelische Einheit zweier „Substanzen“, d. h. zweier Formen, in denen Seiendes vorliegen kann: der Substanz Materie, die ihrem Wesen nach Maschinenstruktur besitzen soll, und der Substanz Geist/Seele.

Das wesentliche Merkmal der Substanz Materie sei ihre ausgedehnte Körperlichkeit, von der mit Hilfe der Mathematik, insbesondere der Geometrie, eine exakte Erkenntnis möglich sei. Das Wesensmerkmal des Geistes dagegen bestehe in der unausgedehnten, nichträumlichen Bewusstseinstätigkeit, also im Denken, Empfinden, Wollen usw.

Nun ist eine Substanz „dasjenige, das keines anderen zu seiner Existenz bedarf“ (Descartes, in: Jonas, 51), etwas, das aus sich heraus Bestand haben kann, ohne mit anderen Substanzen in Beziehung stehen zu müssen.

Die strenge Trennung von Materie und Geist erlaubte es Descartes somit, die Materie eines Naturgegenstands als für sich existierendes System allein mithilfe mathematisch-physikalischer Methoden zu analysieren - ohne auf seelisch-geistige Aspekte wie Fühlen, Empfindung, Denken, Bewusstsein und Wollen Rücksicht nehmen zu müssen. Materie sollte sich aus sich selbst erklären lassen. Auch der Mensch, insofern er als Leib ebenfalls Materie ist - und das, obwohl er zudem über Seele und Geist verfügt.

Das Problem ist nur, wie die Beziehung zwischen Materie und Geist zu denken ist. Substanzen schließen jede innere Beziehung zu anderen Seinsweisen, anderen Substanzen, aus. Sie lassen nach Descartes aber äußerliche Beziehungen zu. Doch sind diese von ihm zugestandenen äußerlichen Beziehungen ungeklärt. Descartes konnte sie nur postulieren, denn kausal „wirken“ können nur solche Dinge aufeinander, die zur *selben* Substanz gehören, also Materieteil auf Materie, Seelentätigkeit auf Seelentätigkeit. Ein physikalischer Körper erfährt nur von einer physikalischen Kraft eine Wirkung, eine Vorstellung nur von einer anderen Vorstellung, einem Gedanken

oder einer Empfindung.

Diese Aufspaltung in zwei einander wesensfremde Seinsweisen, die im Organismus doch unauftrennbar eins scheinen, bildet ein wesentliches Prinzip jeder Maschine, die nichts als ein Aggregat toter Materie ist, um als Mittel bzw. Instrument durch ein ihr selbst äußerliches Wollen gelenkt und organisiert zu werden.

Insofern nun die Wirtschaftswissenschaft die Ökonomie als große Maschine interpretiert und behandelt, mit den entsprechenden Folgen für all ihre Bestandteile, begreift sie auch die Arbeit als totes Maschinenteil. Aus der philosophischen Zweisubstanzenlehre mit den Polen Materie und Geist wird eine *ökonomische Zweisubstanzenlehre* mit den Gegensatzpaaren Arbeitstätigkeit-Arbeitender und Arbeit-Organisationstätigkeit/Management. Zunächst zum erstgenannten Gegensatz.

Der Arbeitsmarkt ist ein Markt wie der Gütermarkt. Seine Möglichkeitsbedingungen, strukturellen Voraussetzungen und Folgen für die „Gegenstände“, die da gekauft oder verkauft werden, sind somit dieselben wie die des Gütermarkts. Das heißt, die Möglichkeitsbedingung für den Verkaufsakt auf dem Arbeitsmarkt ist die *Abspaltung* der Tätigkeit bzw. Arbeitskraft vom Arbeitskraftverkäufer, ihre Verschlichung und Dingwerdung, und zwar für eine vertraglich festgesetzte Zeit. Für diese Zeit gehört die Tätigkeit allein ihrem Käufer, wie ein materieller Gegenstand, wie eine Sache.

Der Verkäufer soll nurmehr äußerlich mit ihr verbunden sein, so die Voraussetzung der Produktionsfaktoretheorie. Der Käufer darf sie in seinem Sinne und zu seinen Zwecken anwenden und gebrauchen. Der Verkäufer kann nur dann Einspruch gegen diese Verwendung erheben, wenn er - der ja doch enger mit seiner Tätigkeit verknüpft ist, als es die reine Lehre voraussetzt - während der Arbeit in seiner Person bedroht wird. (Wie weit sein Einspruchsrecht reicht, wird dabei nicht durch irgendwelche Regeln der Wirtschaftswissenschaft selbst festgelegt. Die Volkswirtschaftslehre setzt von sich aus der Verschlichung des Produktionsfaktors Arbeit keinerlei Grenzen, was die historischen Anfänge des marktwirtschaftlichen Systems zur Genüge gezeigt haben. Es sei daran erinnert, dass sich die Nationalökonomie von ihrem Ursprung, der



Moralphilosophie, ja völlig „emanzipiert“ hat und physikanalog „wertfrei“ und „objektiv“ geworden ist. Grenzen kommen aus anderen gesellschaftlichen Bereichen.)

Ausrichtung der Arbeitstätigkeit und ihre Einbindung in einen Zweckzusammenhang finden durch den Käufer statt. Er gibt ihr *seine* Zwecke vor. Zweck und Tätigkeit sind also, wie bei einer materiellen Maschine, einander äußerlich. Dadurch, dass der Zweck der Tätigkeit äußerlich wird, gewinnt die Arbeitstätigkeit die Struktur der toten Materie, ganz im Sinne der Descartes'schen Zweisubstanzentheorie.

Arbeit als tote Kraft

Wenn Zweck und Richtung der Arbeit nicht mehr in ihr selbst liegen, wird die Arbeit zur toten Kraftverausgabung, zu einem zweckfreien mechanischen Prozess, der zu Zielen, die ihm äußerlich sind, eingesetzt werden kann. Aber dabei bleibt es nicht. Ist erst einmal ein eigener innerer Zweck ausgetrieben, wird die Tätigkeit selbst manipulierbar: Sie kann zerlegt und im Sinne der Bedürfnisse der übergeordneten Betriebsmaschine neu zusammengesetzt werden: ein Vorgang, der spätestens seit Frederick Winslow Taylors „wissenschaftlichem Management“ praktiziert wird (Sohn-Rethel, 177f.).

Ihre Eigenschaft, tote Kraftäußerung zu sein, drückt sich auch darin aus, dass die Arbeit, wie ein Maschinenteil, beliebig ersetzbar ist. Wie ein Zahnrad dem Uhrmechanismus äußerlich, also beliebig gegen andere austauschbar, so die Arbeit: Ob es nun der Arbeitende A ist oder B, spielt für den Betrieb keine Rolle. Konkrete Individualität und Persönlichkeit werden während des Arbeitsprozesses ausgelöscht. Hauptsache, die Arbeit als abstrakter Vorgang wird getan. Sensibel hat Nietzsche auf diese Entpersonalisierung im Zusammenhang mit der Maschine aufmerksam gemacht:

„*Inwiefern die Maschine demütigt.* - Die Maschine ist unpersönlich, sie entzieht dem Stück Arbeit seinen Stolz, sein individuell *Gutes* und *Fehlerhaftes*, was an jeder Nicht-Maschinenarbeit klebt - also sein bisschen Humanität. Früher war alles Kaufen von Handwerkern ein *Auszeichnen von Personen*, mit deren Abzeichen man sich umgab: der Hausrat und die Kleidung wurde dergestalt

zur Symbolik gegenseitiger Wertschätzung und persönlicher Zusammengehörigkeit, während wir jetzt nur inmitten anonymen und unpersönlichen Sklaventums zu leben scheinen. - Man muß die Erleichterung der Arbeit nicht zu teuer erkaufen.“ (Nietzsche, 567f., Kursivierung vom Autor)

Die Arbeit selbst wird personenunabhängig gedacht, nicht wie ein Organ, das innerlich vom Organismus bestimmt ist, selbst aber auch in seiner konkreten Besonderheit auf diesen zurückwirkt.

Dass Arbeit nicht schlechthin anonyme, personenungebundene und damit tote Kraftverausgabung sein muss, beweisen so manche alternative Betriebsformen, in denen versucht wird, die genannte Mechanisierung des Produktionsfaktors Arbeit zu beseitigen.

Als Kriterium für die Bezahlung eines Beschäftigten gilt dort neben seiner Leistung auch „jede menschliche Tätigkeit, welche für die Gruppe von Wert war: Ein erstklassiger Mechaniker, der Geige spielen kann, der lustig und ein guter Gesellschafter ist und dergleichen, hat für die Gemeinschaft einen größeren Wert als ein anderer Mechaniker, der beruflich genauso tüchtig, aber ein Miesepeter und ein eingefleischter Junggeselle ist...“ (Fromm, 291)

Wichtig ist es, den Unterschied zur wirtschaftswissenschaftlich orientierten Betriebspsychologie zu betonen. Auch diese wird die genannten positiven Charaktereigenschaften des Beschäftigten schätzen, seine Geselligkeit, seine weiterreichenden Interessen - aber aus anderen Gründen: da sie dem Betriebsklima förderlich sein und die Arbeitsleistung steigern können. Dabei werden aber diese Eigenschaften selbst wiederum nur versachlicht, zum Mittel für eine höhere betriebliche Leistung eingesetzt.

In den Werkgenossenschaften geht es aber um etwas ganz anderes. Honoriert und gefördert werden soll die *Person selbst* - die nach der Volkswirtschaftslehre an der Arbeitskraft „hängt“. Die Arbeit wird als Lebensäußerung gesehen und diese soll entwickelt werden. Dazu gehört die Entwicklung der Person, wie auch der Gemeinschaft, deren Teil sie ist.

Der cartesianische Dualismus zeigt sich nicht allein im Verhältnis des Arbeitenden, des Ar-



beitsverkäufers, zu seiner eigenen Arbeitstätigkeit. Er tritt auch in der Aufteilung der Arbeit selbst in Ausführungs- und Organisations- bzw. Managementtätigkeit und ihrer unterschiedlichen Bewertung in Erscheinung. Es geht also um ein altbekanntes Phänomen der Industriegesellschaft, um die Trennung von Kopf und Hand.

Der vor- und nichtindustrielle Handwerker plante den Arbeitsprozess, die Arbeitsvorbereitung eingeschlossen, mit seinem *eigenen* Kopf und führte alle Arbeiten mehr oder weniger selbst aus. Zumindest war er fähig dazu, selbst alle Tätigkeiten einschließlich der organisatorischen auszuführen. Heute ist es das Ziel der Industrieproduktion, die Ausführungs- strikt von den Planungsarbeiten abzukoppeln und von verschiedenen Personengruppen ausführen zu lassen.

Nun darf man sich aber nicht vorstellen, dass Planung und Management dem entsprechen, was Descartes als die Tätigkeit der Substanz Geist bezeichnet hat. Das hieße ja, dass es in der Industriegesellschaft *Arbeiten* gibt, die einerseits *Produktionsfaktor* wären - der nach unserer Ausgangsthese von der Volkswirtschaftslehre immer maschinenanalog geformt ist - , andererseits als *geistige* Tätigkeit gerade nicht als Maschinenteile dienen würden.

Die Merkmale, die einer *geistigen* Tätigkeit eigen sind, wie Freiheit der Entscheidung und Selbstbestimmung, genießt das Management aber nur in beschränktem Maße. Zunehmend werden auch hochqualifizierte Planungs- und Organisationsarbeiten der Mechanisierung unterworfen, sei es durch weitere Arbeitsteilung, sei es durch Computerisierung (so die Mechanisierung der Designertätigkeiten durch CAD). Selbst die Arbeiten, die schlechthin als Repräsentanten der „Substanz Geist“ gelten könnten, die Managerarbeit der Unternehmensführer auf höchster Ebene und der Wirtschaftspolitiker, gewinnen die Gestalt der „Substanz Materie“: Sie arbeiten unter den Vorgaben der Großmaschine Markt und dessen Erfordernissen (siehe dazu auch oben Anmerkung 1).

Wie Descartes, der den Geist nicht nur aus diesem oder jenem Lebewesen ausgetrieben, sondern ganz aus der Natur verbannt hat, haben die moderne Volkswirtschaft und ihre Theoretiker nicht nur aus minderqualifizierten Arbeiten

Persönlichkeit, Selbstbestimmung, innere Zwecksetzung ausgetrieben, sondern aus der gesamten Arbeitssphäre.

Produktionsfaktor Arbeit: kein Selbstzweck

Die Zerlegung des Arbeitsprozesses durch die oben bereits erwähnte „wissenschaftliche Betriebsführung“ im Gefolge Taylors beruht auf einer Annahme, die von dieser „Wissenschaft“ kaum je deutlich ausgesprochen wird. Es ist die Annahme, dass die Arbeit, insofern sie unlebendige Kraftäußerung, toter und unstrukturierter Prozess sein soll, keinen inneren, organischen Entwicklungsgesetzen folgt, wie dies für ein Organ oder einen Organismus typisch ist, sondern ihre *Gestaltung* und ihre *Gesetzmäßigkeiten* können nur von außen kommen. *Manipulation* der Arbeit wäre demnach keine Schikane, sondern kann als Notwendigkeit, aus dem Wesen der Arbeit selbst begründet und gerechtfertigt werden.

Es wurde bereits ausgeführt, dass ein Organismus Veränderungen unterliegt, die von innen her bestimmt sind. Seine Bewegung ist eine endliche, zeichnet sich durch Anfang und Ende aus, wächst, erreicht einen Höhepunkt ihrer Entwicklung und vergeht. Diese Bewegung ist nicht nur eine Aneinanderreihung von vielen gleichgearteten Bewegungselementen, wie eine Linie als Reihe gleicher Linienelemente verstanden werden kann. Diese Bewegung ist vielmehr eine Ganzheit mit eigener Struktur, mehr als die Summe ihrer Bestandteile.

Wenn die Kraftäußerung der Arbeit als organismischer Prozess begriffen wird, dann kommen auch ihr notwendigerweise diese Entwicklungsphasen und diese Ganzheit zu. In einer organisch gestalteten Arbeit hätte der Arbeitende das Ganze des Prozesses im Blick. Er wüsste, was er tut, hätte das Endprodukt vor Augen. Und er *wüsste* nicht nur darum: Ein Organ ist innerlich vom Zweck des Ganzen geprägt, aber es wirkt auch bei der Bestimmung dessen, was Zweck sein soll, mit. Für die Arbeit als „Organ“ heißt das, der Arbeitende bestimmt bei der Formulierung der Ziele mit. Das bedeutet Mitbestimmung am Arbeitsplatz, aber auch Mitbestimmung am Unternehmensziel, also Mitarbeit an Planung und Management.



3. Natur als Maschine

Grund und Boden als Maschine

Gerade am Produktionsfaktor „Grund und Boden“ lässt sich besonders klar aufzeigen, wie die ökonomisch-cartesianische Zweisubstanzentheorie die Natur zweigeteilt und sie damit in bloße tote Materie transformiert hat.

Die industrialisierte Landwirtschaft ist ein Kind der modernen Wirtschaftswissenschaft. Wie die klassische Industrie auch, die Industriegüter produziert, will auch die Landwirtschaft „Güter“ erzeugen. So weist Schumacher (99f.) zum Beispiel auf, wie die EG in ihrem Mansholt-Plan versucht hat, die Landwirtschaft als Industriezweig neben all den anderen Industriezweigen zu etablieren.

„Das Ideal der Industrie ist (jedoch) die Ausschaltung lebender Substanzen“, die Verwandlung aller Produktionsgrundlagen in Maschinen, um auf vorhersehbare, kalkulierbare und kontrollierbare Weise materielle Massengüter herzustellen. Gerade das aber widerspricht den Grundprinzipien der Landwirtschaft: „Es ist nun einmal das grundlegende ‚Prinzip‘ der Landwirtschaft, dass sie mit Leben, das heißt mit lebenden Substanzen, zu tun hat.“ (Schumacher, 100)

Zuvörderst ist es die Erde selbst, die als ganze einen Organismus darstellt, dessen Bestandteile selbst wieder unendlich viele Organismen sind. Komplizierteste physikalische, chemische und Kreislaufprozesse verknüpfen diese Kleinorganismen zu dem Großorganismus „Grund und Boden“: „Eine Schaufel Erde erweckt den Eindruck, dass es sich hier um eine ganz unkomplizierte und harmlose Substanz handelt. In Wirklichkeit hat sie aber eine so unwahrscheinlich komplizierte Zusammensetzung, dass es fraglich ist, ob der Mensch sie jemals ganz verstehen wird. Ein guter Boden ist zuallererst einmal voller Leben. In jedem Teelöffel Erde sind Millionen von Bakterien - Bakterien vieler verschiedener Arten, aber auch Algen, mikroskopisch kleine Tierchen, das Fadengeflecht der Pilze, und dazu noch Viren. In einer größeren Menge guten Bodens finden sich sicher Würmer und die Larven unzähliger Käfer und anderer Insekten. Es wird geschätzt, dass auf 4000 m² etwa fünf bis zehn Tonnen lebende Substanz zu finden sind. Die

Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Tier- und Pflanzenformen sind sehr vielschichtig. Es gibt lange und verwickelte Nahrungsketten und komplizierte Arrangements zum gegenteiligen Vorteil ...“ (A.a.O., 13)

Einer Landwirtschaft, die mit wirtschaftswissenschaftlichen Kategorien operiert, gelingt eine *industrielle* Bearbeitung nur, wenn sie den lebendigen Boden in tote Materie umwandelt, wie sie es mit Kunstdünger, Pestiziden, Herbiziden und Fungiziden tut. Auf diese Weise laugt sie die Erde aus und führt sie auf ihre bloße Funktion als *Träger* für Wachstumsprozesse zurück. Ist der Boden entsprechend präpariert, finden durch kalkulierte Dünger- und Nährstoffgaben Wachstumsvorgänge statt, die in keinem innerem Zusammenhang mehr mit Lebensprozessen in der Erde stehen.

4. Vom Dualismus zum materialistischen Monismus: die Rolle des Konsums

Bisher wurde immer nur der eine Pol des cartesianischen Gegensatzpaares Materie-Geist behandelt, der Pol, der in der Ökonomie die Funktion der toten Materie, der Maschine erfüllt: die Arbeitskraft, die ausführende Arbeit (im Gegensatz zur Managertätigkeit, die jedoch auch eher die Manövriermasse anonymer Marktgesetze darstellt als wirklich selbst bestimmtes Tätigsein) und die Natur.

Welche Größe in der Volkswirtschaftslehre übernimmt eigentlich den Part des Descartes'schen Geistes? Wer bringt Leben in die Ökonomiemaschine, wer setzt die Zwecke und für wen arbeitet sie eigentlich? In ihren Anfängen erklärte die Nationalökonomie den Konsum, Gebrauch und Verbrauch, als Ziel der Produktion. Der Konsument steht außerhalb der Produktionsmaschine. In der Sphäre des Verbrauchs ist er frei und selbst bestimmt. Wenn er auch als Kapitalgeber oder Arbeit-Geber auf Kapital- und Arbeitsmarkt und später dann in der Produktion selbst den Gesetzmäßigkeiten dieser Institutionen unterworfen ist, so tritt er doch in der Konsumsphäre als Verbraucher autonom auf. So die Lehre.

Da Autonomie und Wollen wesentliches Charakteristikum des „Geistes“ nach Descartes sind, hät-



ten wir also im Konsumenten den Gegenpol zur toten Produktionsmaterie vorliegen. Die Volkswirtschaftslehre wäre also in ihren Anfängen eine cartesianische Zweisubstanzenlehre.

Wie in der Naturphilosophie bildet der ökonomische Cartesianismus jedoch nur einen Übergang, wenn auch einen entscheidenden, zum materialistischen Monismus (Jonas, 25f.). Wie der ursprünglich der Natur immanente „Geist“ in dem Maße, wie die dualistische Naturerklärung ihn aus der Materie herausdestillierte, sich zunehmend verflüchtigte, bis er im Materialismus ganz verschwand, so breitet sich die Ökonomie als Maschine mit der Zeit selbst noch auf den Bereich aus, den sie als Sphäre der Selbstbestimmung zunächst außen vor gelassen hat: auf die Konsumsphäre.

Mit der Entwicklung der Industriegesellschaft, der Ausweitung der Produktion und mit zunehmender Produktion um der Produktion willen wird der Konsum immer wichtiger für das Aufrechterhalten der Produktion und ihr stetiges Wachstum: Er wird selbst zu einem Produktionsfaktor.

Die Konsumenten dürfen nicht mehr neben der Maschine stehen, um sich ihrer nach ihren Vorstellungen zu bedienen. Sie müssen in die Maschinerie eingebunden werden. Und das geht nur, wenn die Konsumsphäre selbst zum Maschinenteil formiert wird. Aus dem Konsumenten wird ein „Angestellter“ der Produktion. Was uns heute als bloßer „Konsum“ erscheint, lässt sich, so beschreibt Günther Anders, als „Auftragsarbeit“, als „Angestellt-sein“ entlarven, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Konsumakte selbst wiederum ihren tieferen Sinn in der Aufrechterhaltung der Produktion haben. Dass Konsum eigentlich Auftragsarbeit im Interesse der Produzenten ist, wird durch das Etikett „Konsum“ verdeckt.

5. Resümee: Das materialistische Weltbild als Grundlage der Wirtschaftswissenschaft

Bereits in ihren begrifflichen Grundlagen, insbesondere der Produktionsfaktoretheorie, stellt sich die moderne Volkswirtschaftslehre als eine Wissenschaft heraus, die auf einer materialistischen Sicht der Wirklichkeit beruht. Die Folie,

auf deren Hintergrund sie beobachtet, analysiert, Theorie treibt, die ihr Erkenntnisinteresse leitet, ist die Maschinenmetapher.

Da die Wirklichkeit sicherlich keine Maschine ist, in vielerlei Hinsicht eher mit der Organismusmetapher zu beschreiben wäre, müssen die Handlungsanleitungen, die der wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung entspringen, notwendigerweise falsch sein. Diese Falschheit findet heute ihren Ausdruck darin, dass das „Problem der Produktion“, ganz gegen die selbstgefällige Selbsteinschätzung der Wirtschaftswissenschaft, nicht gelöst ist: Die Natur wird, als Rohstoffe liefernde „Mine“ behandelt und rücksichtslos ausgebeutet, in der industriell betriebenen Landwirtschaft in tote Materie verwandelt mit den Folgen der Vergiftung, Auslaugung; die Hektik des Arbeitsalltags und die Intensität der Arbeit nehmen zu, eine seelische Entleerung in den Industriegesellschaften geht damit einher; der Konsum befriedigt zunehmend nur noch kompensatorisch erzeugte Bedürfnisse.

Eine grundsätzliche Lösung kann sicher nicht von der Volkswirtschaftslehre in ihrer heutigen Form erwartet werden. Denn all ihre Lösungsansätze bewegen sich im vorgegebenen Rahmen des Maschinendenkens. Insbesondere ihre Grundbegriffe sind innerlich maschinenanalog formbestimmt.

Lösungen können nur dann erwartet werden, wenn dieser Rahmen überschritten wird - indem zum Beispiel die Wirtschaftswissenschaft ihre Begrifflichkeit so weit ändert, dass sie wieder ein Teil der Moralphilosophie wird, also bescheiden eine Stellung neben Disziplinen wie der Politik-, den Sozialwissenschaften und der Ethik einnimmt und sich in ihrer Begriffsbildung von diesen bestimmen lässt.

Literatur

- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1. und 2. München 1992.
- Fromm, Erich: Wege aus einer kranken Gesellschaft. Frankfurt, Berlin, Wien 1981.
- Jonas, Hans: Organismus und Freiheit. Göttingen 1973.
- Küchle, Hartmut: Theoretische und empirische Voraussetzungen quantifizierter Konjunkturprognosen. Köln 1979.
- Merchant, Carolyn: Der Tod der Natur. München



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

1987.
Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches.
Frankfurt/Main 1982.
Schumacher, E.F.: Small is beautiful. Die Rückkehr
zum menschlichen Maß. Reinbek 1985.

Seymour, John: Selbstversorgung aus dem Garten.
Wie man seinen Garten natürlich bestellt und
gesund Nahrung erntet. Ravensburg 1979.
Sohn-Rethel, Alfred: Geistige und körperliche Arbeit.
Frankfurt/Main 1973.